Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 11

Artikel: In Verse gefasste Gedanken aus Schopenhauers "Aphorismen zur Lebensweisheit"

Autor: Braun, O.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635585

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sie haben. Sixt, der Aelteste, war ein besonnenes Blut und wuchs ihr als sichere Stütze heran. Der Hof war gut gehalten. Die Nachbarn lobten die Musterwirtschaft auf diesem Anwesen, wo doch nur ein junges Weib und Gesinde schalteten. Die Zeit ging. Alte Knechte und Mägde starben, jüngere rückten vor. Alle hielten zum Hofe. Es kamen volle und knappe Ernten. Auf dem Petrihofe sparten sie auch im Ueberflusse, denn die Frau hatte in ihrer Jugend sparen gelernt. Wie eine kleine Gemeinde ohne Krieg lebten sie. Und den obersten Platz hatte die Frau auf dem Petrihofe.

Die sechs Söhne hatten Frauen genommen, hatten Söhne und Töchter. Es war zugekauft und zugebaut worden, vergrößert und verbessert. — Sie war ein wenig breiter und grau und weiß geworden, die Frau auf dem Petrihofe, zu der alle Mutter sagten. Mehr als fünfzig Jahre war sie nun bei ihnen. Sie war ein wenig leidend in den letzten Jahren, aber sie lächelte darüber. Den Söhnen sagte sie: „Warum scheltet ihr den Tod? Hat er mich bisher nicht um fast fünzig Jahre länger leben lassen als euern Vater?" In den Nächten, in denen die Alternde, die nur wenig Schlaf brauchte, wach lag, erinnerte sie sich immer häufiger an die Zeit, wo sie auf den Petrihof gekommen war und Sixt, der liebe Aelteste, ihr bubenhaft fest die Hand geschüttelt hatte, wie nach geschlossenem Vertrage. Mehr als fünfzig Jahre... Ringsum blühten Kindeskinder, kleine und große, braune, blonde, schwarze, manche selbst schon Eheleute. Nun waren es vierzig Seelen, die zur engsten Familie gehörten, und ein guter Teil hatte nicht weggeheiratet, sondern lebte auf dem Petrihofe. Auch an Dieter Bard mußte sie jetzt oft denken, wie er gekommen und zornig gegangen war. Auf seinem Hofe im Westen säße sie jetzt, vielleicht mit eigenen Kindern, am Herde. Glücklicher als hier? Sie war auch hier glücklich. Und ist es eigentlich Hauptsache, daß man selbst glücklich ist? Ist es nicht wichtiger, daß man andere glücklich macht? Wäre der Petrihof auch so reich gesegnet, wenn sie die sechs Verwaisten einem Vormunde überlassen hätte?

Noch immer dachte und sorgte sie für alle. Es kam durch die Eheschließungen manch fremdes Blut auf den Petrihof. Viele fügten sich wie Verwandte ein. Ein trotziges junges Blut hatten sie auch dazu bekommen. Einer der Enkel nahm die Tochter vom Ebenhof, ein schwarzes Mädel mit wilden Augen; böse war sie nicht, aber herb. Das war eine verzwickte Ehegeschichte, und sie schien noch nicht zu gutem Ende kommen zu wollen. Diese schwarze Grit war ein seltsames Ding. Der Enkel, der sie zur Frau hatte, war ein schüchterner Mensch und hatte nicht zu werben vermocht. Frau Barbara hatte seine Leiden gesehen, hatte eines Tages entschlossen ihr schweres schwarzes Seidentuch genommen und war auf den Ebenhof gegangen. Grits Eltern hatten gern zugestimmt; Grit selbst aber hatte gerufen: „Ich will, daß er selbst kommt!" Die Frau vom Petrihof hatte sie angesehen und erwidert: „Ein Mädchen, das sich so geliebt weiß, darf wohl sagen: Ich will, auch wenn es unbarmherzig ist. Du aber sei barmherzig." Grit vom Ebenhof kam zu ihnen. In der Ehe änderte es sich; der Mann wurde der Unbeugsame, und Grit blieb auch bei ihrem Trotz. Vor ein paar Monaten hatte Frau Barbara wieder einen Streit geschlichtet und die junge Frau dabei an sich gezogen. Da hatte sie gefühlt, daß sie zwei Leben in den Armen hielt. Aber als sie fragte, schüttelte diese wilde kleine Grit zornig den Kopf. „Ich? Du irrst! Ich habe heute nur mehr Kleider an." Sie wollte es nicht eingestehen und trug bei den Mahlzeiten und wenn sie sich vor dem Gesinde oder vor Fremden zeigen mußte, einen großen Umhang, der nur noch auffälliger machte, was sie verbergen wollte. Mit einem guten Worte hätte ihr Mann sie umstimmen können. Aber jetzt war er der Trotzige. Ueber diese beiden dachte die alte Frau am meisten nach. Der Enkel war der jüngste Sohn ihres Sixt. Und Sixt selbst sagte: „Sie wird sanfter werden, wenn sie die Schmerzen der Mutter zu fühlen bekommt; und ihn wird es rühren, wenn er sie gepeinigt ächzen hört. Dann wird alles gut. Warte nur."

Eine kleine Schwäche kam über die Frau auf dem Petrihofe. Kam und ging vorüber, und alle atmeten auf. Nein, es war noch nicht der Tod. Sie hatte sich schon auf ihn vorbereitet. Er aber zögerte. Sie ging wieder im Hause umher wie früher. Ihr Gesicht war spitz und durchsichtig. Immer war jemand von den Ihren in der Stube, wo sie sich aufhielt. Man ließ sie nicht allein. Aber sie wollte es nicht. „Ihr habt Arbeit, geht nur! Ich brauche niemand, der mir warten hilft!" scherzte sie. Aber sie wußte, daß immer irgend ein leiser Frauen- oder Kinderschritt zur Tür kam und lauschte, ob sie noch atmete, sie, die alle im Hause liebten. Gute Kinder!

Auch heute saß sie allein, wie sie es wünschte. Jetzt hörte sie draußen Unruhe. Eine ihrer Schwiegertöchter kam herein. „Was ist es?" fragte Frau Barbara. — „Es fängt bei Gritt an. Kommst du Mutter?" — Frau Petri hatte eine Schwäche in den Beinen. „Geh' nur, ich komme gleich." Aber sie blieb sitzen, sie konnte nicht aufstehen. Rufen wollte sie nicht. Wozu die anderen erschrecken? Ihre schwachen, zitternden Hände hatten unendliche Mühe, sich zu falten. — Ein Schrei durch das Haus. Und dann des Sorgenkindes Stimme: „Mein Weib, meine arme Grit!" Und etwas später: „Nur ruhig!" Es ging doch alles schnell und gut!" Jetzt hatte Grit, die Trotzige, dem Petrihofe einen Erben geboren. Ein Kinderkrächzen, leise, fein und dünn, erster rauher Ton aus winziger Menschenbrust. Schicksalhaft ist es, daß der erste Laut des Menschen ein Weinen ist.

Die Frau vom Petrihofe horchte hinaus.

Vielleicht ein Knabe, rechtschaffen und ernst wie der Bauer vom Petrihofe, der Barbara Reven aus Armut als Mutter zu seinen Kindern geholt hatte? Oder ein Mädchen, arbeitsam und gut? Wer weiß? Das Leben ist vielfältig. Nur der Tod bleibt sich gleich.

Und er kam ganz sanft und schloß der Frau vom Petrihofe die Augen.

In Verse gefaßte Gedanken aus Schopenhauers „Aphorismen zur Lebensweisheit".

Von O. Braun.

Wenn einst in unsern Jugendjahren
Es mächtig draußen an der Tür geschellt,
Da dachten wir — hast du es auch erfahren? —
Nun käme es, das große Glück der Welt.
Doch wenn es jetzt, in spätern Jahren, läutet,
Ist die Empfindung mehr mit Schmerz verwandt,
Wir stehn im Zimmer lauschend, wie gebannt,
Und denken, weh nun kommt's, nichts Gutes es bedeutet.

*

Mein Freund, was sich auch immer mag begeben
An Leid und Freud in deinen Erdentagen,
Du sollst, ich möcht' den guten Rat dir geben,
Darüber niemals jubeln, nimmer klagen.
Zur Quelle aller Leiden wird oft was du einst gepriesen,
Und das, worüber du gewehklagt bang und schwer,
Hat, glaube mir, gar oftmals hinterher
Sich als dein wahres Bestes ausgewiesen.

*

Geht unser Leben einst dem Ende zu auf Erden,
Ergeht es uns wie auf dem Maskenball,
Bei dessen Schluß die Masken abgenommen werden.
Da erst erkennen wir die Menschen all',
Mit denen wir gelebt in unserm Erdenwallen,
Wir werden sehend, waren wir vorher auch blind,
Zu Früchten ihre Taten nun geworden sind,
Denn aller Trug ist jetzt von uns gefallen!